

Zeitschrift:	Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte = Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società svizzera di preistoria
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte
Band:	38 (1947)
Artikel:	Die Räuchergrube
Autor:	Gansser-Burckhardt, A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-113630

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

La facture de la pièce est trop soignée pour y voir l'œuvre d'un enfant ou d'un oisif. Il s'agit peut-être d'une pièce d'une sorte de machine primitive (fig. 4).

4. Un instrument d'usage également inconnu est fait d'une défense de sanglier travaillée aux deux bouts, de manière à former d'un côté une pointe épaisse à section triangulaire, de l'autre une sorte de ciseau ou de bédane. Du côté pointu le plat de la dent porte des stries profondes et grossières à direction longitudinale ou légèrement oblique par rapport à l'axe. Une des faces latérales de la pointe a en outre été usée sur une meule à grain fin pour rendre la pointe plus acérée. Le côté bédane montre des stries très fines, transversales par rapport à l'axe. Elles paraissent être dues à un réaiguisage de l'objet. La longueur de la dent, d'une pointe à l'autre est de 110 mm (fig. 3).

Cette pièce a été trouvée dans une région de la station où la couche archéologique, épaisse de 20 cm. et paraissant non remaniée m'a livré à la base du néolithique ancien caractéristique et au sommet un tesson décoré du bronze. La zone moyenne, celle où a été trouvé l'objet, présente un pêle-mêle où se retrouvent quelques-uns des fossiles directeurs du néolithique moyen et du néolithique récent. Il faut y voir l'action des vagues de bise qui auront mélangé et décanté les éléments des strates supérieures et les auront amené directement au contact du néolithique ancien, rendant par là même impossible toute attribution sûre des objets à un étage déterminé.

Si les dents de sanglier utilisées sont assez fréquentes dans les palafittes, il est rare de retrouver un instrument aussi complet que celui-ci. En général ce sont des lissoirs épais ou des pointes grossières, la plus grande partie de la dent demeurant brute. S'il fallait formuler une hypothèse, je verrais volontiers dans cet objet un instrument pour le travail des peaux, ou, éventuellement un outil de potier.

Die Räuchergrube

Im Comp.

von A. Gansser-Burckhardt

Im Siedlungswesen aller Zeiten und bis auf den heutigen Tag haben verschiedene Grubenarten im wirtschaftlichen und sozialen Leben eine Rolle gespielt.

Wir kennen Gruben verschiedenster Verwendungsarten von der Jungsteinzeit bis in die Gegenwart; seien es richtige *Wohngruben* zum Schutze gegen Kälte und Hitze, oder zusätzliche Gruben, die zu einer Siedlung mit Wohngruben, Hütten oder Zelten gehörten.

In babylonischer Zeit wurden während der Hitze Wohngruben bezogen, über welchen Diener zur Kühlung Tücher zu schwenken hatten.¹

Trogloditische Grubensiedelungen sind in heißen Wüstengegenden heute noch in Gebrauch.

Richtige Wohngruben sind geräumig, haben einen Zugang, zuweilen ausgesparte Sitzbänke und Herdstellen. Nach Forrer sind Wohngruben meist nur 1,5 bis ein paar Meter breit und lang und 1,5 Meter tief im Boden.

¹ F. A. und O. Strauß, Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Den Wohngruben der gemäßigten Zone ähnlich sind die *Herdgruben* oder *Wärme-gruben*, welche eine Länge bis zu 10 m aufweisen. Diese sind durchschnittlich 80 cm tief und 110 cm breit.²

Herdgruben kennt man bereits aus der jüngeren Steinzeit.³ Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß solche Gruben nicht schon in der Altsteinzeit vorhanden sein konnten.

So fand Forrer⁴ Herdgruben in der diluvialen Kulturschicht zu Achenheim, in Gestalt kleiner, niedriger Löcher, welche mit Aschenresten und verbranntem Ton durchsetzt waren, deren Umgebung sich vom Feuer zum Teil völlig rot gebrannt zeigte. Es dürften diese Gruben die älteste Form darstellen, in welchen das Feuer von Wind und Regen geschützt, glimmend erhalten wurde.

Bei den Assyern gab es Räucheraltäre: geringe in den Boden eingelassene Vertiefungen außerhalb der Tempel, wo geopfert wurde.⁵

Zu den großen Gruben gehören die *Vorrats- und Kellergruben*, deren Zweckbestimmung gegeben ist. *Abfallgruben* sind mittelgroß bis klein und mußten daher zeitweise geleert werden.

Ein Abhang oder ein Flußufer dürfte die Kehrrichtabfuhr einer Siedlung bedeutend erleichtert haben. Zweifellos wurde viel Abfall oberirdisch in Motthaufen verascht, was auch zur Erhaltung eines ständigen Feuers beitrug. Der sich bildende Rauch bot zugleich einen nicht zu unterschätzenden Schutz für Mensch und Tier gegen Mücken- und Fliegenplage, über deren Bedeutung man sich heute keine richtige Vorstellung mehr macht. Hygienische Gründe (Malaria), Viehhaltung usw. mögen Pfahlbausiedlungen begünstigt haben. Die Mückenplage ist an den Seen geringer als am gerodeten Waldrand.

Neben diesen verschiedenen Grubenarten wären noch die *Brenngruben* zu erwähnen, welche gewerblichen Zwecken dienten.⁶

Für viele Gruben von kleiner Dimension war es aber bisher schwierig, eine überzeugende Interpretation über deren Zweckbestimmung zu finden. Der Umstand, daß solche Gruben zuweilen Brandspuren oder primitive Herdstellen aufweisen, verleitet dazu, sie als Wohngruben anzusprechen, trotzdem der Raum viel zu beschränkt ist und die Rauchentwicklung den Aufenthalt unmöglich gemacht hätte. Selbst ein glimmendes Kohlenfeuer konnte nicht in Frage kommen (Kohlenoxydvergiftung!).

Solche Gruben enthalten oft Abfälle, wie Knochen, die als Speisereste angesprochen werden können. Wenn aber die primitiven Herdstellen tatsächlich als solche benutzt worden wären, wie sollte dann in dem ohnehin engen Raum aller Abfall belassen worden sein?

Es gibt hiefür eine wahrscheinlichere Auslegung: wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Siedler, seien es nun Fischer, Jäger oder Viehhalter, ihre Nahrungsmittelvorräte haltbar machen mußten, so konnte dies nur durch Räuchern geschehen. Dies

² Forrer, Reallexikon, S. 354 und 902.

³ Rausch, Anschauliche Kulturgeschichte 1927. Heft 3, S. 41.

⁴ Reallexikon, S. 354.

⁵ Strauß, loc. cit., S. 361.

⁶ Heyne, Altgermanische Brenngruben. Deutsches Wohnungswesen 1899, Bd. I, 59.

konnte am besten in besonderen Gruben geschehen, die ich eben als *Räuchergruben* bezeichnen möchte.

Die Räucherung der Fische ist bei den Pfahlbauern nachgewiesen. Es ist aber wohl anzunehmen, daß diese Räucherung aus naheliegenden Gründen auf dem Festland geschah.

Die Räuchergruben erfüllten aber noch einen weiteren wichtigen Zweck, nämlich die Räucherung von Häuten und Fellen. Es ist naheliegend, daß die Räucherung des Fleisches ohne weiteres zur Räucherung der Haut führen mußte.

Zur zweckmäßigen Rauchentwicklung bedarf es einiger Vorbedingungen: einmal müssen Substanzen verwendet werden, die gute Rauchentwickler sind; dann müssen sie lange glimmen (motten). Dies wird dadurch erreicht, daß man für beschränkte Luftzufuhr sorgt, damit kein Entflammen entsteht: es muß somit für Windschutz und für Nässeeschutz gesorgt werden. Dies erreicht man am einfachsten in einer Grube, in welcher man am Boden ein paar große Steine zu einer primitiven Herdstelle vereinigt, auf welche vorerst etwas Brennmaterial angezündet wurde. Auf das Feuer kamen dann die rauchentwickelnden Substanzen zu liegen.⁷

Zum Verständnis der Fellräucherung muß über die Auswirkung des Rauches auf die Felle einiges gesagt werden:

Durch das Räuchern frisch abgezogener Felle werden drei Effekte erzielt, nämlich Trocknung, Desinfektion und Gerbung.

Daß der Rauch außer einer desinfizierenden auch eine spezifische gerbende Wirkung auf die Haut ausübt, ist wenig bekannt und muß daher kurz erklärt werden.

Bei der langsamen Verbrennung organischer Substanzen, vegetabilischer wie besonders animalischer, bilden sich z. T. durch trockene Destillation neben teerigen und phenoligen Produkten, gasförmige Verbindungen, darunter sogenannte Aldehyde, welche auf die Haut nicht nur eine desinfizierende, sondern auch eine gerbende Wirkung ausüben. Überdies werden die Felle durch die Räucherung wasserdichter.

Besonders geeignet für die Fellräucherung sind Gras, Sägemehl, Koniferenzapfen, sowie der Dung von Pflanzenfressern, dann Fleischabfälle, Knochen usw.

Spätestens im Neolithikum wurde die Rauchgerbung mit andern Gerbverfahren kombiniert und zwar besonders mit der Fett- und Hirngerbung, sowie mit der Rinden-gerbung. In China reicht die Rauchgerbung in das Paläolithikum Chinas zurück; sie wird dort noch heute gewerbsmäßig betrieben. Bei den mongolischen Nomaden wurde die Rauchgerbung in Gruben betrieben, wobei die Felle auf zeltartig miteinander verbundenen Stangen ausgebreitet wurden, welche über den Räuchergruben angebracht waren. Während dem Räucherprozeß werden die Felle so verlegt, daß die unteren Felle nach oben zu liegen kommen, um eine gleichmäßige Räucherung aller Felle zu erzielen.

Auch in Dörfern Sibiriens wurde Rauchgerbung betrieben und zwar in besonderen Öfen, die, ähnlich den Backöfen unserer Bergdörfer, an die Häuser angebaut waren.

⁷ Nach gütiger Mitteilung von Herrn Hürbin, Grabungstechniker in Augst, wird im Fricktal (Herznach) unter Zusatz von Wachholder im Freien Schweinfleisch in Gruben geräuchert.

In dieser Weise wurden hauptsächlich Fohlenfelle „im Haar“ zu Bekleidungszwecken gegerbt.⁸ Überhaupt eignet sich die Rauchgerbung auch für Haarfelle, also für Pelzwerk.

Sprachlich wird die Bezeichnung Rauchware für zugerichtete Pelze auf rauh, ruch, roh zurückgeführt. Nun ist aber ein zu Pelzwerk zugerichtetes Fell ein mit Salz, Alaun und Fetten behandeltes Fell, das zuweilen auch noch dem Rauch ausgesetzt wurde. Es ist somit keine Rohware oder Rauhware mehr, sondern eine Rauchware, das heißt ein geräuchertes Fell.

Bei der alten Gasfabrik in Basel wurde 1911 eine latènezeitliche Siedlung aufgedeckt, mit über 80 Gruben.⁹ In letzter Zeit (1947/48) sind weitere Gruben an derselben Stelle aufgedeckt worden. Der Grundriß dieser Gruben ist meist rund. Sechs dieser Gruben sind im Durchschnitt 2m breit und 0,5 m tief. Von diesen ist die größte 3,3 m breit und 2,8 m tief. Die kleinste ist 1 m breit und 0,3 m tief. Eine andere ist 1,8 m breit und 0,3 m tief und enthält hauptsächlich Knochen.

Carl Stehlin sagt in seiner Beschreibung dieser Gruben:

„Im Innern der Grube sind mehrfach primitive Feuerstellen gefunden worden. Vermutlich waren unmittelbar auf dem Rande der Gruben einst konische Stroh- oder Schilfdächer aufgesetzt gewesen. (Man vergleiche hiezu meine erwähnte Analogie bei den Mongolen. Der A.). Beim Ausheben des Inhaltes der Gruben fand man zuweilen in dem bis 1,5 m tiefen Grubenkot zerstreut, zahlreiche Tierknochen und Tonscherben.“ C. Stehlin hat auch Spuren von Pfahllöchern festgestellt und, wie bereits gesagt, darauf konische Dächer vermutet.

Bei einzelnen Gruben ist noch viel Asche vorhanden. Es ist nicht anzunehmen, daß Herdasche in Gruben eingestreut wurde (da wenige Meter entfernt das Rheinufer beginnt), um dann nach Auffüllung doch wieder ausgeräumt werden zu müssen. Die anfallende Asche wurde viel eher im kiesigen, sandigen Boden ausgestreut, wobei der Regen für Wegschaffung durch Auflösung sorgte. Die reichlichen Aschenreste gewisser Gruben sind somit viel eher Rückstände aus Räuchergruben, in welchen ein Ausräumen der Asche nicht nötig war. Daß diese Gruben auch Objekte enthielten, die mit der Räucherung nichts zu schaffen haben, liegt auf der Hand. So bei Gruben, die ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet wurden oder die als Verstecke gedient haben mögen, wofür vielleicht die Auffindung von Mahlsteinen in einzelnen dieser Gruben spricht.

Die Auskleidung größerer Gruben mit Spuren von Holzfachwerk und Lehmverputz, wie vereinzelte bei der Gasfabrik gefunden wurden, ist kein Grund, sie deshalb als Wohngruben ansprechen zu müssen. Es konnten auch die Vorratsgruben und Räuchergruben Gefahr laufen zu zerfallen.

Die primitiven Herdsteine in solchen kleinen Gruben, auf welchen man glaubte den Kochkessel vermuten zu müssen, sind als solche wegzudenken; denn auf diese

⁸ A. Gansser, Prähistorische Fellbearbeitung im gerbereichemischen Licht. Collegium Darmstadt 1943, Nr. 873.

⁹ E. Major, Die prähistorische (gallische) Ansiedelung bei der Gasfabrik in Basel. A.S.A. 1938.4.

Steine legte man das Brennmaterial für die Räucherung, das naturgemäß sich nur langsam in Asche verwandelte.

Vergegenwärtigen wir uns, daß gerade diese Fischer, Jäger, Viehhalter und Bootsleute einen besonders großen Bedarf an möglichst wasserdichten Fellkleidern und Überwürfen hatten, ja sie vielleicht sogar zum Tauschhandel herstellten, dann mag sich die große Zahl von kleinen Gruben im Norden Basels in einer einzigen Siedlung erklären.

Vergleicht man die Feststellungen bei den Grubenfunden Basels mit den angeführten Ethnologischen Parallelen und hauptsächlich mit den gerbereitechnischen Begründungen für die Räucherverfahren, so ist es wohl gerechtfertigt, der Archäologie diese neue Auslegung für gewisse Grubentypen nahezulegen, für welche man bisher keine einleuchtende Erklärung geben konnte.

Die Walchenorte Oberbadens¹

Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des frühen Mittelalters²
von Fr. Kuhn

Nach der herrschenden Auffassung sind die Walchenorte Siedlungen von gallo-römischen Bevölkerungsresten, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauert haben. Als Grund wird angegeben, daß diese alteingesessene Bevölkerung die Träger wichtiger Kulturen (Weinbau) und Gewerbe (Bergbau) gewesen sei und sie den Germanen übermittelt hätte. Gegen diese Ansicht bestehen meines Erachtens stärkste Bedenken geographischer, archäologischer und geschichtlicher Art, ferner auch solche vom Standpunkt der Flur- und Ortsnamenforschung. An Hand der oberbadischen Walchenorte möchte ich zeigen, daß diese geschichtlich zusammengehören mit den Zwangsumsiedelungen stammesfremder Bevölkerungsteile in der Karolingerzeit.

Es gibt in Oberbaden vier Gebiete, in denen Walchenorte in einer gewissen Häufung vorkommen, nämlich in der Ortenau, im Kandertal und bei Säckingen, im Hegau und am Nordende des Bodensees (Überlinger See) und in der Baar und dem angrenzenden Schwarzwald.

1. Die Walchenorte in der Ortenau (= mehr als 15)³

Im Gebiete der Römerstraße Straßburg-Rottweil liegen im Kinzigtal eine Reihe von Orten: Welschensteinach⁴ (Welscensteina 1240), Welschbollenbach

¹ Trotzdem die Ausführungen Fr. Kuhns ein außerschweizerisches Gebiet behandeln, nehmen wir sie gerne in unser Jahrbuch auf, weil sie ein Problem berühren, das auch bei uns von Bedeutung ist. K. K.-T.

² Nach einem im März 1944 im alemannischen Institut in Freiburg i. Br. gehaltenen Vortrag. Ich danke dessen Leiter, Herrn Prof. Dr. Fr. Metz, dafür, daß er mir die Möglichkeit gab, diese Fragen dort zur Aussprache zu stellen. Ferner bin ich Herrn Prof. Dr. Goebeler von Tübingen zu Dank verpflichtet für wertvolle Anregungen und Hinweise, desgleichen den Herren Prof. Dr. Allgeier und Beyerle von Freiburg.

³ Es wird jeweils die älteste Namensform und das Jahr der ersten Erwähnung angegeben. Sie wurden entnommen dem Werk von Krieger, Topographisches Wörterbuch von Baden.

⁴ Es sei angeführt, wie H. Hansjakob, der Volksmann und Schriftsteller des Kinzigtals in seiner Erzählung „Der Wendel auf der Schanz“ über diese Ortsnamen denkt.

„Tief unten liegt in einem Seitental das Dorf Welschensteinach. Es wohnen aber in diesem stillen Gebirgsdorfchen keine Welschen, sondern seit vielen Jahrhunderten gute deutsche Bauern. Die Mönche von Gengenbach, denen einst das Land ringsum gehörte, nannten das Tal, welches beim Dorf Steinach in die Kinzig ausmündet Vallis-Steinach (Tal der Steinach und aus dem lateinischen Wort Vallis wurde das verdächtige Welsch). Ebenso ist es mit dem Dorf Bolenbach und Tal Welschbollenbach auf dem andern Ufer der Kinzig.“